

Goldberg, Joerg

Article

Afrika im Brennpunkt der Entwicklungsdebatte

Intervention. Zeitschrift fuer Ökonomie / Journal of Economics

Provided in Cooperation with:

Edward Elgar Publishing

Suggested Citation: Goldberg, Joerg (2005) : Afrika im Brennpunkt der Entwicklungsdebatte, Intervention. Zeitschrift fuer Ökonomie / Journal of Economics, ISSN 2195-3376, Metropolis-Verlag, Marburg, Vol. 02, Iss. 2, pp. 13-21,
<https://doi.org/10.4337/ejeep.2005.02.02>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/277047>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

certainly need a kind of distribution that allows growth to continue. But actually it is not only about distribution, but also about improving the quality of people's life by increasing social wages over time. I am aware that this is some sort of romantic vision, but we need some notion of which way we want to go. We have to go beyond nationalism and an understanding of globalisation that primarily means that countries fight over the shares in the international market.

The interview was conducted by Christoph Sauer and Margit Schratzenstaller in June 2005.

Selected Publications of Amit Bhaduri:

The Economic Structure of Backward Agriculture, London/New York: Academic Press 1983 • Macroeconomics: The Dynamics of Commodity Production, London: MacMillan 1986 • Makro-ökonomie: Die Dynamik der Warenproduktion, Marburg: Metropolis 1998 • Unconventional Economic Essays, Delhi: Oxford University Press 1993 • The Intelligent Person's Guide to Liberalisation (co-authored), Delhi: Penguin Books 1996 • On the Border of Economic Theory and History, Delhi: Oxford University Press 1999 • Endogenous Economic Growth: A New Approach, Cambridge Journal of Economics 2005

Afrika im Brennpunkt der Entwicklungsdebatte

*Jörg Goldberg**

Im Jahr 2005 steht Afrika ganz hoch auf der internationalen Agenda. Der neue Präsident der Weltbank, Paul Wolfowitz, erklärt Afrika zum »Kontinent der Hoffnung«, und die »Commission for Africa« des britischen Premierministers Tony Blair fordert eine Verdoppelung der Entwicklungshilfe für den Kontinent. Der diesjährige G8-Gipfel in Schottland, vorbereitet und begleitet durch eine breite internationale Kampagne »Make Poverty History«, widmete sich intensiv den Problemen Afrikas. Die angekündigten Verbesserungen – Verdoppelung der Entwicklungshilfe für Afrika auf 50 Milliarden US-\$ jährlich bis 2010, Entschuldung von 18 armen Entwicklungsländern, darunter 14 aus Afrika – lesen sich eindrucksvoll.¹ Auch im Verständnis der breiten Öffentlichkeit ist das Problem chronischer, extremer Armut auf der Welt ganz überwiegend eine afrikanische Angelegenheit. Ob Afro-Optimist|inn|en oder Afro-Pessimist|inn|en – der Kampf gegen die globale Armut wird

* Lusaka, Zambia

1 Die Probleme dieser Beschlüsse sollen hier nicht diskutiert werden; vgl. dazu Informationsbrief Weltwirtschaft & Entwicklung, Sonderdienst 7/2005.

in Afrika entschieden. Dabei muss allerdings einschränkend angemerkt werden, dass mit Afrika immer nur Subsahara-Afrika (SSA) gemeint ist; zudem muss Südafrika als Sonderfall eines bislang europäisch dominierten Landes eigentlich auch ausgeklammert werden. Mit diesen Einschränkungen ist aber schon angedeutet, dass das »afrikanische Problem« kein geografisch, sondern ein soziokulturell geprägtes Phänomen ist. »Schwarzafrika« weist zwar eine große Vielfalt von Ländern und Kulturen auf, hat aber unter entwicklungspolitischen Gesichtspunkten gemeinsame Strukturmerkmale.

Der Entwicklungsrückstand Afrikas

Dabei scheint die jüngste makroökonomische Entwicklung auf den ersten Blick eher der Fraktion der Optimist|inn|en Recht zu geben. Denn in den letzten Jahren – erstmals seit langer Zeit – verzeichnet das subsaharische Afrika wieder positive wirtschaftliche Wachstumsraten.

Tabelle 1: Wirtschaftswachstum in Subsahara-Afrika in Prozent

	1997/ 2001	2001	2002	2003	2004	2005*	2006*
Subsahara-Afrika insgesamt pro Kopf	3,1 0,7	3,8 1,3	3,5 1,1	4,1 1,6	5,0 2,7	4,9 –	5,0 –
Darunter erdöllexport. Länder insgesamt pro Kopf	4,0 1,2	4,8 2,0	4,1 1,1	8,0 5,1	7,0 4,1	6,9 –	7,9 –
Darunter erdölimport. Länder insgesamt pro Kopf	2,8 0,6	3,5 1,2	3,3 1,1	2,9 0,6	4,4 2,3	4,3 –	4,1 –

* Prognose.

Quelle: Internationaler Währungsfonds

Die vergleichsweise hohen Wachstumsraten der letzten Jahre konzentrieren sich vor allem auf einige erdölproduzierende Staaten (vgl. Tabelle 1). Auch besagt ein kleiner prozentualer Zuwachs bei jährlichen Pro-Kopf-Einkommen von etwa 500 US-\$ nicht besonders viel. Schließlich ist festzuhalten, dass Afrika nach wie vor die Entwicklungsregion mit den niedrigsten Wachstumsraten ist: Selbst im Rekordjahr 2004 lag Afrika mit einem Zuwachs des Bruttoinlandsprodukts von 5 Prozent weit unter dem Durchschnitt der Entwicklungsländer, die ein reales Wirtschaftswachstum von 6,6 Prozent verzeichneten. Doch vor dem Hintergrund der gesamten nachkolonialen Entwicklung in SSA ist es schon bemerkenswert, wenn die realen Pro-Kopf-Einkommen nicht weiter schrumpfen. Denn zwischen Mitte der 1970er und Ende der 1990er Jahre sanken die realen Pro-Kopf-Einkommen in Afrika fast kontinuierlich. Heute sind Einkommen und Konsum im subsaharischen Afrika deutlich niedriger als in den 1960er Jahren unmittelbar nach der Unabhängigkeit (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Reale Pro-Kopf Einkommen in Subsahara-Afrika (jährliche Veränderung in Prozent)

	1965/73	1973/80	1980/87	1988/99
Subsahara-Afrika	2,9	0,1	-2,8	-0,3
Darunter erdölexport. Länder	4,4	0,5	-3,6	–

Quellen: World Bank 1989 und 2001

Alle zentralen Entwicklungsindikatoren zeigen den Entwicklungsrückstand von SSA und belegen damit die entwicklungspolitische Ausnahmesituation Afrikas (vgl. Tabelle 3).

Tabelle 3: Regionaldaten der Dritten Welt (2002/2003)*

Region	Lebens- erwar- tung	Pro-Kopf- Einkommen	Schul- besuchs- quote in %	Kinder- sterblich- keit	HIV- Infektion in %	Trink- wasser- zugang in %
Subsahara-Afrika	46	500	59	171	7,2	58
Ostasien	70	1.070	97	41	0,2	78
Europa/ Zentralasien	68	2.580	90	36	0,7	91
Lateinamerika	71	3.280	96	33	0,7	89
Mittlerer Osten	69	2.390	84	53	0,1	88
Südasiens	63	510	80	92	0,8	84

* Lebenserwartung in Jahren bei der Geburt, Einkommen in US-\$, Grundschulbesuchsquote, Kinder unter fünf Jahren pro 1.000, Anteil infizierter Erwachsene (15 bis 49 Jahre), Anteil der Bevölkerung mit Zugang zu sauberem Trinkwasser.

Quelle: World Bank 2005

Die Entwicklungstheoretiker|innen und -praktiker|innen haben also zu erklären, warum ihre Rezepte – zumindest teilweise – in anderen Weltregionen funktionieren, nicht aber in Afrika.

Afrikanische Erfolgsgeschichten – gibt's die?

Nun sind solche globalen Statistiken immer mit großer Vorsicht zu genießen: Unter anderem deshalb, weil sie eine Einheitlichkeit von Entwicklungstendenzen vortäuschen, die nicht der Wirklichkeit entsprechen muss. In der Tat wird nicht selten eingewandt, dass SSA als Kontinent keinesfalls ein einheitlicher Entwicklungsraum sei. Hingewiesen wird dabei auf einzelne afrikanische Länder, die durchaus längere erfolgreiche Entwicklungsprozesse durchgemacht hätten und durchmachen. Es gibt immer wieder zitierte »Erfolgsgeschichten«, die belegen sollen, dass es keine spezifisch afrikanischen Entwicklungshemmnisse gebe, dass

der Entwicklungsrückstand Afrikas also nicht strukturell bedingt sei. Dabei fällt allerdings auf, dass es sich dabei immer um sehr kleine, bevölkerungsarme Länder handelt. An dieser Stelle soll kurz auf zwei Erfolgsfälle eingegangen werden: Botswana und Mauritius.

Botswana im südlichen Afrika ist möglicherweise der auffälligste »schwarzafrikanische« Erfolgsfall, vor allem deshalb, weil es von einer Reihe eklatanter Misserfolgswfälle umgeben ist, und weil es geografisch bedingte Handicaps mit diesen Nachbarn teilt. Die etwa zwei Millionen Einwohner|innen konnten ihre Durchschnittseinkommen seit 1960 von 200 US-\$ auf ca. 3.500 US-\$ steigern – Botswana ist eines der wenigen »middle-income-countries« im subsaharischen Afrika. Diese Entwicklung beruht vordergründig auf dem Diamantensektor, der nach wie vor für zwei Drittel der Staatseinnahmen und der Exporte verantwortlich zeichnet. Allerdings kann der Rohstoffreichtum allein diesen Erfolg nicht erklären – andere Länder mit guter Rohstoffausstattung (siehe Nigeria) konnten diesen Vorteil nicht entsprechend nutzen. Die enge Anbindung an den südafrikanischen Währungs- und Wirtschaftsraum und die Kontrolle des Diamantensektors durch einen einzigen internationalen Konzern (de Beers) haben sicherlich zu der auffallenden Stabilität der Regierungsinstitutionen beigetragen. Allerdings hat sich in den letzten Jahren gezeigt, dass Botswana es nicht geschafft hat, seine Abhängigkeit vom Diamantensektor zu vermindern. Versuche, eine verarbeitende Industrie aufzubauen, gelten heute als ebenso gescheitert wie die Strategie der Förderung klein- und mittelständischer Industrien, um die Wertschöpfungstiefe der Wirtschaft zu erhöhen (vgl. Kappel 2005). Bei näherem Hinsehen zeigt sich also, dass der relative Erfolg Botswanas eine Ausnahme ist und wenig taugt, um die Existenz spezifisch afrikanischer Entwicklungsbedingungen zu widerlegen. Das gilt auch für den anderen viel zitierten Erfolgsfall, die Inselökonomie Mauritius. Dort ist es – in einem noch kleineren Binnenmarkt als Botswana (1,2 Millionen Einwohner|innen) – gelungen, sich vom Zucker zu emanzipieren und eine diversifizierte, exportorientierte Wirtschaft aufzubauen, die wesentlich im Bereich Tourismus und anderer exportorientierter Dienstleistungen expandiert. Mauritius hat es auch geschafft, Auslandsinvestitionen und ausländische Expert|inn|en anzuziehen.

Andere »Erfolgsgeschichten« wie z.B. Uganda, Ghana und möglicherweise Mozambique erweisen sich als wenig nachhaltig.² Uganda galt lange Zeit als Musterfall für den Zusammenhang zwischen »guter Politik« und Armutsreduzierung. Bei genauerem Hinsehen erklärt sich aber ein großer Teil der relativen Entwicklungserfolge durch massive Auslandshilfe: Sobald der Enthusiasmus der Geberländer erlahmt, zeigen sich wieder die alten strukturellen Entwicklungsprobleme.

Es wird daher hier die These vertreten, dass es in Afrika spezifische, für den gesamten Kontinent (mit der oben erwähnten Beschränkung auf »Schwarzafrika«) geltende strukturelle Faktoren gibt, die eine nachholende Entwicklung unter den gegebenen internationalen Verhältnissen erschweren. Es besteht Bedarf an einem spezifisch auf SSA zugeschnittenen entwicklungsökonomischen Ansatz.

2 Die Stiftung Wissenschaft und Politik zählt in ganz SSA nur zehn Länder mit Entwicklungschancen (Grill 2005: 56).

Das afrikanische Entwicklungsdilemma und der Nationalstaat

Obwohl die Existenz spezifisch afrikanischer Entwicklungsbedingungen selten explizit formuliert wird, betrachtet die internationale Gemeinschaft SSA implizit als besonderen Problemraum. Dies gilt vor allem für die internationale Entwicklungshilfe (Official Development Aid – ODA). Schon in der Vergangenheit erhielt SSA mehr als ein Drittel der weltweiten ODA (2003: 23,8 Milliarden von 70,1 Milliarden US-\$). Entwicklungshilfe macht 6,2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts in SSA aus (1,2 Prozent für alle Entwicklungsländer). Ein durchschnittlicher afrikanischer Staatshaushalt wird zu etwa 40 Prozent aus ODA finanziert. Der Pro-Kopf-Beitrag von ODA liegt in Afrika bei 34,5 US-\$, weit höher als für die Gesamtheit der Entwicklungsländer (14,2 US-\$). Trotz dieser relativen Konzentration der ODA auf den afrikanischen Kontinent bleiben die Ergebnisse weit hinter den Erwartungen zurück – Afrika, so zeigt die Zwischenbilanz der Millenniums-Entwicklungsinitiative (»Halbierung der absoluten Armut zwischen 1990 und 2015«), wird die Millenniumsziele voraussichtlich weit verfehlen (vgl. Klingelbiel 2005). Warum das so ist, wird gegenwärtig vor allem mit zwei Erklärungsansätzen begründet:

- Afrika sei in einer »Armutsfalle« (»poverty trap«) gefangen. Die rasch wachsende Bevölkerung benötige alle Überschüsse (einschließlich der ODA) zum bloßen Überleben. Mittel für Investitionen seien nicht vorhanden. Daraus leitet sich die u.a. beim G8-Gipfel im Juli dieses Jahres diskutierte Forderung (vor allem von Blair vertreten) nach einer völligen Entschuldung von SSA und einer Verdoppelung der Entwicklungshilfe auf 50 Milliarden US-\$ jährlich ab (»the big push«).
- Es seien die unzureichenden afrikanischen Regierungsinstitutionen, die nachhaltige Entwicklung verhindern. Falsche Politiken, Korruption, Bürgerkriege usw. seien die eigentlichen Ursachen des afrikanischen Entwicklungsdilemmas. Verschiedentlich wird sogar der Zustrom von Entwicklungshilfe als Faktor gesehen, der falsches Regierungshandeln begünstigt (»Rentenökonomie«).

Sicher benennen beide Erklärungsmuster – auch dann, wenn sie alternativ verwendet werden – reale Probleme. Allerdings bleiben sie insofern an der Oberfläche, als sie lediglich Phänomene beschreiben, diese aber nicht erklären. Bezogen auf das Erklärungsmuster der »Armutsfalle« wäre zu fragen, warum diese Falle z.B. in Asien nicht zugeschnappt ist. Die meisten asiatischen Länder waren in den 1960er Jahren erheblich ärmer als der afrikanische Kontinent und haben – wie im Falle Chinas – trotzdem den Durchbruch geschafft.

Noch deutlicher ist die analytische Lücke im Falle des populären »Governance«-Ansatzes, der Korruption und unfähige afrikanische Eliten für die Entwicklungsrückstände verantwortlich macht. Einmal ist in der Tat fraglich, ob die Qualität des Regierungshandelns in Afrika wirklich so viel schlechter ist als in anderen Teilen der Welt. Dies zieht insbesondere der US-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Jeffrey Sachs in seinem Zwischenbericht zu den Millenniumszielen in Zweifel: Afrika sei besser regiert, als es die Einkommenssituation vermuten ließe (vgl. Sachs 2005). Dies mag bestritten werden – auf keinen Fall aber sind die beschriebenen Fälle von Korruption, unfähigen Eliten usw. eine afrikanische

Spezialität. Im Übrigen wird heute vielfach darauf verwiesen, dass die erste Generation der afrikanischen Führer zwar diktatorischer, aber auch weniger korrupt gewesen sei. Andere im Kontext des »Governance«-Arguments erwähnte Phänomene wie die der zerfallenden Staaten, Bürgerkriege usw. verweisen ebenfalls auf tiefer liegende Ursachen als korrupte Eliten und die Aneignung von Renten durch diese. Zu fragen ist, warum gerade die afrikanischen Staatsgebilde und Regierungen so fragil sind und warum ähnliche Probleme z.B. in Asien entwicklungspolitisch weniger schwerwiegende Folgen hatten und haben.

Eine große Schwäche dieser Erklärungsmuster ist, dass sie unhistorisch argumentieren. Die meisten tun so, als habe Entwicklung in SSA erst mit der Unabhängigkeit des Kontinents in den 1960er Jahren eingesetzt. Im besten Fall wird noch die Kolonialzeit einbezogen – wobei zu betonen ist, dass von einer Durchkolonisierung Afrikas erst seit Ende des 19. Jahrhunderts gesprochen werden kann. In großen Teilen des südlichen Afrika wurden die ersten vereinzelt Europäer|innen überhaupt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesichtet. Natürlich hatte die europäische Dominanz – vor allem in Form des Sklav|inn|enhandels – massive indirekte Wirkungen schon in den vorangehenden Jahrhunderten. Dies ist aber eine völlig andere Argumentationsebene – denn Afrika war zu keiner Zeit isoliert von internationalen Entwicklungen. Die Rolle des Sklav|inn|enhandels in Afrika wäre also nicht im Kontext der Kolonisierung, sondern im Kontext der Struktur der internationalen Wirtschaftsbeziehungen zu diskutieren.

So gesehen ist die aktuelle Entwicklungsdebatte – speziell für Afrika – ganz überwiegend durch die fehlende historische Perspektive gekennzeichnet. Hier wird die Auffassung vertreten, dass die afrikanischen Entwicklungsprobleme der Gegenwart (ähnlich wie jede Entwicklung) nur im langfristigen historischen Kontext verstanden werden können. Dieser historische Kontext hat vor allem die Tatsache in Rechnung zu stellen, dass sich in SSA keine Territorialstaaten im europäischen Sinne entwickelt haben.³ Dies ist nicht in erster Linie der Tatsache zu verdanken, dass die Kolonialmächte willkürliche Grenzen zogen, welche gewachsene Wirtschaftsräume zerschnitten und auf kulturelle oder ethnische Gegebenheiten keinerlei Rücksicht nahmen. Viel bemerkenswerter ist, dass SSA nicht die Zeit hatte, integrierte Territorialstaaten als moderne politische und ökonomische Organisationsformen herauszubilden. Große Territorialstaaten sind aber der notwendige Rahmen, um jene allgemein akzeptierten Regeln und Institutionen herauszubilden, ohne die komplexe, arbeitsteilig organisierte Ökonomien (seien sie marktförmig oder staatswirtschaftlich organisiert) nicht funktionieren können. Die in Afrika zuerst durch die Kolonialmächte und nach der Unabhängigkeit selbstständig etablierten Staatsgebilde spiegeln sich nicht oder erst in Ansätzen in den Strukturen der Gesellschaft wider. Die Vielfalt der Sprachen, die in fast allen afrikanischen Staaten zu registrieren ist, stellt nur einen Ausdruck der Tatsache dar, dass die politische und gesellschaftliche Organisation in Afrika sich immer noch vorwiegend in kleinen, auf (auch fiktiven) Verwandtschaftsbeziehungen beruhenden Strukturen vollzieht. Es herrscht das »Stammesdenken«, wie es der bekannte Journalist Bartolomäus Grill in seinem Buch *Ach, Afrika* beschreibt. Den im Gefolge des Kolonialismus errichteten Staaten

3 Diese Feststellung ist natürlich zu differenzieren.

fehlt nicht nur die gemeinsame ethnische, »nationale« Basis – das trifft überhaupt auf die große Mehrzahl der Staaten der Welt zu.⁴ Sie existieren lediglich als leere politische Hülsen und sind weder ökonomisch noch kulturell in den Gesellschaften verankert. Ihr Zerfall ist so eine ständige Gefahr. Die viel beschriebenen Phänomene des patrimonialen Staates, in denen sich (oft ethnisch organisierte) Eliten die politische Macht aneignen und diese zur Bedienung ihrer Klientel benutzen, beruhen in Afrika auf der Tatsache, dass diese Staaten nicht in der Gesellschaft verankert sind. Daher sind solche Machtstrukturen in SSA destruktiver als in anderen Weltteilen. In Afrika konnte sich der moderne Staat als System von gemeinsamen, allseits akzeptierten Regeln und Institutionen nicht entwickeln. Ein solcher einheitlicher politischer und ökonomischer Raum ist aber eine unabdingbare Voraussetzung für Entwicklung – nur er kann jenen stabilen Rahmen herstellen, den eine komplexe, arbeitsteilige Ökonomie benötigt. Nur ein die Gesellschaft integrierender Staat verschafft politischer Herrschaft jene Legitimation, die notwendig ist, um ein Minimum an Konsens unter den Beherrschten zu erzeugen und den staatlichen Institutionen Achtung zu verschaffen. Die bekannten Krisenphänomene im Entwicklungsprozess Afrikas haben also »ihre Grundlage in der fehlenden Entwicklung des modernen Staates« (Hein 1998: 94). Das, was viele Beobachter|innen als bloßen Widerspruch zwischen »Tradition und Moderne« ansehen, hat in Afrika seine spezifischen Ursachen in der fehlende Institution des in der Gesellschaft verankerten Territorialstaats. Auch die viel gelobten asiatischen Entwicklungsbeispiele hatten und haben mit ähnlichen Phänomenen wie Afrika zu kämpfen. Auch dort finden sich moderne und archaische Lebensformen dicht nebeneinander. Korruption, ethnische Spannungen, Gegensätze zwischen Stadt und Land, Aberglauben und Hexenwahn usw. gab und gibt es auch außerhalb Afrikas. Und auch diese Länder und Regionen waren gezwungen, den »Sprung in die Moderne« innerhalb historisch sehr kurzer Zeiträume zu bewältigen.

Nachholende Staatsbildung als Perspektive

Es gibt aber einen entwicklungspolitisch m.E. zentralen Unterschied: In den Entwicklungsregionen außerhalb von SSA hat es schon in der vorkolonialen Zeit entwickelte moderne Staaten gegeben (bzw. sie wurden, wie in Lateinamerika, durch Siedler|innen importiert). In Afrika dagegen dominierten politische Formationen, welche überwiegend »vertikal« (also entlang von Verwandtschaftsbeziehungen) und nicht »horizontal« (entlang von Klassenlinien) strukturiert waren. »Es waren immer wieder die ›kleinen‹ und nicht die ›großen‹ Gesellschaften – Dorfgemeinschaften und nicht die königlichen oder imperialen Systeme – welchen den Rahmen für die Einbindung des Individuums in die Gemeinschaft bildeten.« (Davidson 2003: 70, eigene Übersetzung) Dafür gibt es eine Vielzahl von Gründen, die vor allem mit dem infolge der dünnen Besiedlung Afrikas reichlich vorhandenen Produktionsmittel Land, der Abwesenheit von Privateigentum an Grund und Boden und dem Fehlen einer vereinheitlichenden Religion zusammenhängen. Anders als in Afrika haben koloniale und nachkoloniale Entwicklungen in anderen Teilen der Dritten Welt zumeist an

4 Vgl. dazu Hobsbawm (1996).

historisch gewachsene, zentralisierte staatliche Strukturen anknüpfen können, welche Rechtsgemeinschaften mit einheitlichen moralischen Vorstellungen und gesellschaftlich akzeptierten Regeln zur Konfliktregulierung und zur Legitimation von Herrschaft konstituierten.

Die Existenz von integrierten Staatsgebilden hat auch das Agieren auf der internationalen Ebene erleichtert. Die viel diskutierte Globalisierung vollzieht sich überwiegend nicht durch die Stärkung supranationaler Institutionen, sondern als Ergebnis von Verhandlungen und Auseinandersetzungen zwischen Staaten. Die Handlungsfähigkeit der Staaten ist die Basis, auf der die jeweiligen Interessen im Globalisierungsprozess durchgesetzt, ausgeglichen und schließlich institutionalisiert werden. Wirklich handlungsfähig sind aber auch auf der internationalen Ebene nur Staaten, die in den jeweiligen Gesellschaften verankert sind. Daher haben die afrikanischen Länder auch im Globalisierungsprozess zusätzliche strukturelle Nachteile. Unabhängig davon, ob man die Entwicklungsprobleme Afrikas als überwiegend importiert – durch Kolonialismus, Neokolonialismus und Globalisierung – oder als selbst verursacht ansieht: Kernpunkt ist die Funktionsweise und Handlungsfähigkeit des Territorialstaates, dem modernen Organisationsprinzip von Wirtschaft und Gesellschaft. Es gab und gibt Diskussionen über andere Organisationsprinzipien: Sowohl die Regionalisierung als auch übernationale Lösungen (Stichwort Panafricanismus) können theoretisch den existierenden Widerspruch zwischen gesellschaftlicher und politischer Organisation aufheben. Unter den gegebenen Bedingungen scheint das aber für Afrika keine realistische Option zu sein. So gibt es keine Alternative zum komplizierten und zeitraubenden Weg der nachholenden »Staatsbildung«.

Wichtig ist, dass die Welt Afrika auf diesem Weg unterstützt. Unabhängig von der Höhe der Entwicklungshilfe – und die beim G8-Gipfel in Schottland 2005 beschlossenen Verbesserungen sind sicherlich dringend notwendig – muss jeweils überprüft werden, ob die Interventionen der internationalen Gemeinschaft in Afrika den Prozess der Staatsbildung fördern oder hemmen. Afrika benötigt keine »internationale Treuhandschaft« oder ähnliche Formen der Rekolonialisierung, wie es im Westen immer mal wieder diskutiert wird. Diese Debatten sind kontraproduktiv. Nachholende Staatsbildung benötigt vor allem Zeit und internationale Rahmenbedingungen, die die Handlungsspielräume der Regierungen insbesondere im Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik erweitern und nicht immer weiter einschränken, wie es sich z.B. auf dem wichtigen Gebiet der internationalen Handelspolitik abzeichnet. Die forcierte Liberalisierung produziert für die überwiegend von wenigen Rohstoffen abhängigen afrikanischen Entwicklungsökonomien anhaltende Risiken und Unsicherheiten. Faire, stabile und kalkulierbare Einnahmen für ihre Hauptexportprodukte sind für die meisten afrikanischen Länder wichtiger als Entwicklungshilfe und der bessere Zugang zu den Märkten der Industrieländer, von dem die Allerärmsten ohnehin wenig profitieren würden. Dies setzt eine neue Ordnung für den internationalen Rohstoffhandel voraus, die faire und stabile Preise garantiert. Ökonomische Sicherheit, Langfristigkeit und Verlässlichkeit müssen im Mittelpunkt der Interaktionen der internationalen Gemeinschaft mit Afrika stehen. Denn der moderne Staat als unabdingbarer Rahmen für Entwicklung wird nur dann von den afrikanischen Gesellschaften akzeptiert werden, wenn er seinen Bürger|inne|n mindestens Überlebenssicherheit gewährleisten kann.

Bislang war es fast immer so, dass die ethnisch und verwandschaftlich geprägten Strukturen in Krisenperioden immer mehr Sicherheit produzierten als die modernen Gebilde. Solange das der Fall ist, werden die Afrikaner|innen im Krisen- und Konfliktfall immer auf traditionelle Strukturen zurückgreifen.

Literatur

- Davidson, Basil (2003): *Africa in History*, London
 Grill, Bartholomäus (2005): *Ach, Afrika*, München
 Hein, Wolfgang (1998): *Unterentwicklung – Krise der Peripherie*, Opladen
 Hobsbawm, Eric (1996): *Nationen und Nationalismus*, München
 Kappel, Robert (2005): *Wirtschaftsreform und Armutsbekämpfung in Afrika*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Jg. 55, H. 4, S. 17–25
 Klingelbiel, Stephan (2005): *Wie viel Hilfe hilft Afrika?*, in: *Frankfurter Rundschau* vom 06.07.2005
 Sachs, Jeffrey (2005): *Investing in Development*, Washington D. C.
 World Bank (2005), *World Development Indicators 2005*, Washington D. C.
 World Bank (2001), *World Development Report 2000/2001*, Washington D. C.
 World Bank (1989), *From Crisis to Sustainable Development*, Washington D. C.

Chinas rätselhaftes Wachstum

*Jan Prieue**

Warum wächst Chinas Wirtschaft so schnell?

Chinas Wachstum ist Schwindel erregend und scheinbar rätselhaft: Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) stieg real seit Beginn der Reformen 1978 bis 2003 um 9,4 Prozent jährlich, je Einwohner um etwa 8,1 Prozent (wenn nicht anders angegeben, berechnet nach World Bank 2005a). 1.100 US-Dollar betrug 2003 das Pro-Kopf-BIP, berechnet zu offiziellen Wechselkursen, das sind freilich nur 2,9 Prozent des US-Wertes. Rechnet man in Kaufkrafteinheiten, hatten die Chinesen im gleichen Jahr gut viermal so viel Einkommen, nämlich 5.003 US-Dollar, das sind 13,3 Prozent des US-Wertes. Das chinesische BIP, zu laufenden Wechselkursen berechnet, ist etwas kleiner als das Italiens, es erreicht etwa 59 Prozent des deutschen und 12,9 Prozent des US-BIP (2003). In Kaufkrafteinheiten gerechnet sind es aber 59 Prozent des US-BIP. Die riesige Differenz kommt dadurch zustande, dass die Kaufkraft der chine-

* Fachhochschule für Technik und Wirtschaft, Berlin.